

Heinrich Zillich

Josef Weinheber
zur fünften Wintersonnenfestung am 8. April

Ich durfte mich, lange ehe er berühmt wurde, seinen Freund nennen und seiner Dichtung dienen. Zwischen den beiden Weltkriegen leitete ich die dazumal wohl wichtigste deutsche Zeitschrift des Südostens, den "Klingsor" in Kronstadt an der alten Grenze des Abendlandes, und hatte Weinheber bei einer Reise in Wien kennengelernt, sofort in all seinen stürmischen Bekundungen beim Heurigen zwischen Sängern und Mädchen, und war dann auch Zeuge der ihn quälenden Zeitverachtung gewesen - o wie haßte er die kleingewordenen schäbigen Zustände Österreichs, das vor einem Jahrzehnt noch, meine Jünglingszeit miteinschließend, die europäische Ordnung über den Völkern reichhaft vertreten hatte!

Als ich wieder daheim in der südöstlichsten Stadt jenes versunkenen mächtigen Österreichs war, druckte ich - vielleicht als erster außerhalb Wiens - 1927 in meiner Zeitschrift Gedichte Weinhebers ab, als Auftakt gleich einen so bedeutenden Zyklus wie den damals noch "Sonettenkranz" benannten, der als erster Teil der "Heroischen Trilogie" später in "Adel und Untergang" Aufnahme fand, und bald darauf die "Ode an die Buchstaben". In den folgenden Jahren veröffentlichte ich den "Hymnus auf die deutsche Sprache", "Auf seinem Schilde sterben", "Das Kalendarium" aus "O Mensch, gib acht", "Späte Krone" und manches andere, alles ^{nach}knapp/der Entstehung. So vollzog es sich, nicht ohne Sinn, daß der Kündler einer großen abendländischen Haltung, ehe er im Herzen des Erdteils künstlerische Herrenrechte errang, an der gefährdeten Grenze gehört wurde.

Daß ich Weinhebers Helfer so früh und nachher sogar mit einiger Wirkung auf Deutschland gewesen bin, beglückt mich noch heute, obschon meine Hellhörigkeit begreiflich war. Neben dem Gefühl für seinen dichterischen Rang, hatte ich ein unmittelbares, geistverwandtes Verständnis für das heroisch Europäische seiner Verse, aus dem sich jene länderübergreifende Weite wahrhafter Völkergemeinschaft unter der Idee des Reichhaften nährt, die ein Jahrtausend lang, trotz aller Niedergänge, der deutschen Geschichte Würde und stets aufs neue allgemeine Bedeutung verliehen hatte. Eine solche Gesinnung lag mir ja von Kind auf im Blute, weil ich, am Ostsaum des europäischen Kulturgebietes beheimatet, die Bedrohtheit unserer Lebenswelt ständig spürte. Zwar erkannte ich deutlicher als er die äußeren Zusammenhänge und Nöte der trüben Gegenwart, sprach ich aber mit ihm darüber, so stimmte er mir immer wie angerufen zu, denn die Seele und den Geist des Abendlandes verwahrte er im Herzen und fühlte ihre Unterwühlung weitaus fürchterlicher als ich. Wie leicht ließe sich von dieser Feststellung aus das Geschrei wegwischen, das nach sei-

nem Tode gegen ihn von denen erhoben wurde, die der Strudel der Katastrophe für eine Weile emporquirkte. Moralisierend und parteibefangen suchten sie dem Toten festzulegen und zu verurteilen. Was Weinheber wirklich vertreten hatte, übersteht Untergänge, soweit uns allen noch eine im Eigenen wurzelnde Zukunft bestimmt sein sollte. Im Übrigen hat er nichts mehr verabscheut als die Literaten seiner Vaterstadt und hielt sie für die schlimmsten ihrer Gattung.

Ich liebte ihn; schon deshalb begriff ich sein Streben. Schwierigkeiten bereiteten mir freilich, als er sie mir vorlas, die ersten antiken Strophen. Schuld daran hatte seine, mir zwar vertraute, damals von ihm noch völlig volkstümlich auch beim Vortrag von Gedichten gesprochene Mundart, in der sich die strengen Rhythmen absonderlich ausnahmen. Ich riet ihm, beim deutschen Vers zu bleiben, was ihn verdross. Als ich einige Abschriften nachher las, wußte ich, wie sehr mich sein Wienerisch genarrt hatte. Viele Jahre hindurch, wann immer wir einander begegneten, fragte er mich: "Hast dich geirrt - mit den antiken Strophen?" Darauf schnitt ich, heimlich lachend, ein bekümmertes Gesicht, und er strahlte: "Sixt es!"

Wir trafen uns mitunter ein oder zwei Jahre nicht. Das Wiedersehen hatte regelmäßig etwas von einem Sturm an sich. Er führte mich durch Wien, er zeigte mir die Stadt mit eifernder Liebe, die meine Liebe zu ihr verstärkte. Dabei war es offensichtlich, daß er eine bestimmte Absicht verfolgte; ich sollte belehrt und erfüllt werden. Der Abschied geschah meist nach vielen Bechern, oft so, als rissen sich Brüder für ein Leben von der Brust. Einmal, als wir bis spät nachts bei Bruno Brehm gewesen waren, kroch ich, von unseren Frauen am Mantel zurückgezogen, unzähligemal in ein Auto hinein, darin er saß und nach mir rief. Er schloß mich in die Arme, er wollte mich nicht gehen lassen. Wenige Stunden später mußte ich in den Osten hinausreisen. Das mag ihm unheimlich erschienen sein.

Er hat schwer unter der Taubheit der Zeitgenossen für seine Kunst gelitten. Da ich an ihn glaubte, wußte ich, daß er siegen werde; deshalb dünkte es mich unwichtig, wann dies geschehe. So wenig meine Art zu solchen Klagen neigte, konnte ich mir die seinen begreiflich machen; es spielte da viel mit, die einsame Kindheit, der Drang, aus der kleinbürgerlichen Enge emporzukommen, die Empörung, Leute gelobt zu sehen, die ihm die Schuhbänder zu lösen unwürdig waren; aber die eigentliche Ursache lag tiefer. Er bedurfte mehr als andere Künstler des Echos, um sich dichterisch zu steigern. Freilich, als ihm die Menge zujubelte, empfand auch er die Belanglosigkeit ihres Beifalls; diese Erfahrung bleibt keinem erspart, der öffentlich beachtet wird. Ich durchschaute die Gründe seiner Qual erst ganz, als ihm Gustav Pezold, der Schöpfer des Albert Langen-Georg Müller Verlags, den verdienten Ruhm verschafft hatte, aber

etliche Jahre darnach durch einen Mann aus der Umgebung Roberts Leys, der über das ~~Aktienmehrheit~~ ^{Gesamtkapital} des Verlags gebot, seine Stelle verlor. Die Bemühungen von uns Verlagsautoren, Pezolds Entlassung rückgängig zu machen, scheiterten. Weinheber schrieb an den Gestürzten: "Ich möchte nicht wissen, was aus meiner Kunst...geworden wäre, wenn ich etwa statt zu Dir zu...(einem bekannten Wiener Verlag) gegangen wäre...Ich habe den Ansporn zu meinem reifsten und erst richtig vor dem Volk verantwortungs-
bewußten Schaffen von Dir empfangen. Du, in Deiner fanatischen Obsorge für mein Werk, hast mich zu jenem deutschen Lyriker gemacht, der es angesichts des mächtigen Widerhalls, der allein Dein Werk ist, wagen konnte zu sagen:

Und darum red ich:

Welcher die Sprache hat, dem
geziemt es, zu reden für alle.

Vielleicht, wahrscheinlich sogar, wäre ich sonst wohl auch ein großer Sprachkünstler geworden. Aber ganz in das Bewußtsein der Nation wäre ich nicht eingegangen. Ich wäre, grollend in meiner finsternen Ecke stehen geblieben, in der ich zweiundzwanzig Jahre stand. Ich sage es, ohne stolz oder hoffärtig erscheinen zu wollen, aber mit aller Liebe und Dankbarkeit für Dich: Daß Deutschland heute einen Lyriker von Format nach Rilke und George wieder hat, und vor allem, ihn kennt, ist nicht das Verdienst irgendeines Langen-Müller-Verlags, sondern Dein Verdienst. Du hast mir die reife Lyrik dieser Jahre - ich denke an "Späte Krone" - abgerungen, Du hast mich immer wieder die materiellen Sorgen aus dem Wege geräumt, Du mich aus den schmutzigen Krämerkrallen befreit, so daß ich heute in dem Gefühl einer herrlichen Gelöstheit daran gehen kann, jene schweren Aufgaben meiner Disziplin zu lösen, die ich stellvertretend für ein großes Volk und eine entscheidende Zeit zu lösen den inneren Auftrag habe. Ich würde es nicht verstehen können, wenn eine solche selbstverständliche Bindung zwischen Dichter und ~~se~~ Betreuer zerrissen würde....

Sie wurde zerrissen, aber sie hatte ihren Zweck schon erfüllt. Der große Verleger, dessen schöpferische Bedeutung in diesem Brief in grundsätzlicher Klarheit ~~umrissen~~ ^{für alle Zeit} ist, ~~erhob~~ ^{hatte} dem Dichten erst die Weite ~~seiner~~ ^{von ihm} Sendung. Das war es, was Weinheber ~~ersehnt~~ ^{ersehnt} hatte, als ^{er} in der Verlassenheit stöhnte.

Wer ihn zu/deuten unternimmt, muß beachten, daß im Gegensatz zum denkerischen Genie das dichterische niemals auf eine Formel zu bringen ist, denn die Vielfalt des Menschlichen, Abgründe und Himmel, werden von diesen Verkündern des Geheimnisses lebendig umfaßt und lebendig ungeschmolzen in eine Sprachform, die nur dem Gesetz untersteht, das in jedem einzelnen Fall allein vom Sinn des gerade zur Verkörperung drängenden Inhalts bestimmt wird. Dennoch läßt sich die Richtung begreifen, in der

ein Dichter hinschreitet. Freilich, er geht nicht wie ein Soldat auf sein Ziel los, er schweift vom Wege ab, er sammelt ein, er gleicht dem Spiegel nicht, der den Lichtstrahl einfach zurückwirft, er gleicht dem mit vielen Flächen auffunkelnden Kristall. In einer Zeit, da Adel und Untergang ein Einziges bedeuten, stand Weinheber zum selben Schicksal: das Edle zu wollen und zu wissen, daß es untergeht. Er litt furchtbar unter diesem Auftrag. Es gab Stunden, da er kleinlich über die blinde Gegenwart jammerte. Anfällig mancher Schwäche, dem Dunkel gegenüber oft wehrlos, herzverzehrt und rauschliebend steilte er sich täglich groß empor und arbeitete sich an sein Gesetz heran, bis es ihn überfiel und Wort in ihm wurde. Nichts ärgerte ihn mehr, als wenn Dichterlinge von Eingebungen faselten, die ihnen die Feder traumhaft führten. Er wußte, vor dem Heiligtum stehen versperrte Tore. Sie zu öffnen, erfordert Fleiß und Mühe. Er nannte seine Arbeitsstube Werkstatt.

Sein Gesetz war: dem Rang zu dienen. Das klingt vage, kann aber schwer schärfer gekennzeichnet werden, denn wofür er dabei eintrat, ist, wenn man sich nicht mit so allgemeinen Worten wie Abendland, Reich, Vollwürde, Humanitas und Latinitas, Gotterahnung und Liebe begnügen will, nur in langen Ableitungen auszusagen. Ein Philosoph könnte ihn einen tapferen Pessimisten heißen. Auch dies wäre vage, außerdem oberflächlich. Wie viele Verse der Freude, wie viele Lieder innigster Diesseitigkeit, wie viel Humor, streitbarer Zorn, wie viel Glaube an Daseinsrecht unserer Welt widersprechen solcher Festlegung! Dennoch! Ihm war unheimlich bewußt, daß wer zum Kern der Dinge und Erscheinungen vordringt, keinen Lohn erwarten kann. "Die Vergeblichkeit hat Dauer... Uns ziemt zu fallen; jedweden auf seinem Schälde."

An den erlösenden Gott glaubte er nur selten. Zwar neigte er sich fromm zum Brauch des Kirchenjahres, verschwor sich der katholischen Kirche, aber er meinte auch, Apoll und der Gekreuzigte bedeuteten ihm dasselbe. Soll dies einen Sinn haben, so nur den, daß er in beiden Welten zuhause war, in der antiken wie in der christlichen, beide zugleich ganz zu leben vermochte, ein Widerspruch, der für einen Dichter keiner sein muß. Den furchtbaren Gott fühlte er stets; daneben, vielleicht noch gestalthafter, sah er die Götter wirken, mochte er sie auch für tot erklärt haben; ihr tragisches Gesetz lag auf ihm. Wie ein Seemann auf sinkendem Schiff, aufgereckt ins Unbekannte, grüßend den Blick hebt und sein Los hinnimmt, stehend untergeht und damit Rang und Würde des Menschen rettet, so wußte sich Weinheber selbst, ^{vage} bestimmt, leidend den den Rang zu retten, denn über den Tod hinaus bleiben Knechte und Herren dauernd geschieden und "nur die Bettler sterben ganz mit dem Fleische".

Ein Gefühl der Schuld verließ ihn nie. Fortwährend ^{er} wußte ihn der Stachel wund, daß er seinem Auftrag nicht genug tue, und war doch ein Arbeiter wie kein zweiter unter den Dichtern. Niemand klagte sich ei-

gener Schwäche härter an. Doch selbst der tragische Mensch hat eine Zuversicht; ihn erfüllte die Gewißheit, daß sein Werk dereinst über die entheiligte Welt obsiegen werde, in der jetzt die letzte unzerstörte, unverbrauchte Heimat nur noch die Sprache war.

Dichter fühlen das Kommende voraus. Auch Weinheber fühlte es, wenngleich er dabei stets die Gefährdung des Geistes und der inneren Ordnung meinte, nicht die äußeren Vorgänge, von denen er wie von der praktischen Politik wenig verstand. Es liegt nahe, aus der aller Willkür fernen Architektur seines Werkes die Vorahnung eines zukünftigen, wieder zur klaren Gestalt gewordenen Abendlandes, die Errettung, abzulesen. Indessen, hier wird Unbeweisbares berührt.

Qual, Einsamkeit und ^troßartigkeit seines Dichterums, sie hoben sich vor mir umso heller, als ich ja wußte, daß sie sich Tag um Tag einer breit zupackenden Lebenslust voll Schwächen entwinden mußten. Was war er doch ein in allen Äußerungen praller echter Mensch! Verblüffte er durch Kleinlichkeiten, so kam gleich das Geniale als Begleiter nach. Es gab kein Gespräch mit ihm, ohne daß aus Abgründen ein Feuer jäh seine Gedanken und Gefühle in Flammen versetzte. Wie war er liebenswürdig, hilfsbereit, wie zeigte er seine Zuneigung ohne Scheu! Ich hatte einmal keinen Wein; ~~keine~~ nirgends war eine Flasche aufzutreiben. Das verstörte ihn. Er schickte mir eine lange Liste von Händlern, die mir vielleicht nützlich sein könnten, und nannte auch machtvolle Männer, die ich dabei zu Nothelfern machen sollte, was ich wohlweislich unterließ. Ihm ging mein Mangel durch Wochen nach. Er sandte mir ein Kistchen des "hochmagischen Saftes" und zeichnete mich sogar am Galgen des Durstes und der vertrockneten Inspiration. Freunden ließ er Postkarten zugehen, die nichts als einen Satz wie diesen enthielten: "Ich benütze den Anlaß, Dir zu sagen, daß ich Dich lieb habe." Gedichte und Erzählungen seiner Bekannten las er, wenn sie ihm gefielen, überall vor und vergaß ~~es~~ nicht, den Verfassern sein Entzücken zwangszimal zu berichten.

Eine von Staunen durchsponnene Kindlichkeit überwältigte die Freunde stets aufs neue. Als er in Lübeck vorgelesen hatte, besuchte er mich in Starnberg. Voll Verwunderung, ja mit Groll erzählte er, wie sich dort keine Hand zum Klatschen geregt habe, es seien schrecklich kalte Leute, aber nachher habe er erfahren, daß sie erschüttert gewesen seien, und davon in der Erinnerung beglückt, pries er nun ihr Verhalten, das eben gerügte, als die wahre Ehrfurcht vor der Dichtung.

Seine bittere Feststellung, die Macht habe ihn geehrt, doch nicht gefragt, entfloß derselben Kindlichkeit, vielleicht auch der uns ~~nur noch~~ märchenhaft anmutenden Vorstellung, daß in den Zeiten großer Kaiser der Dichter der Ratgeber der Krone war, aber wer konnte sich in unserer Epoche, gleichgültig unter welcher Regierungsweise, einen Politiker denken, der kaiserliche Weisheit übte, und was hätte Weinheber, verantwort-

lich ins Staatliche gestellt, für Ratschläge zu erteilen vermocht! Freilich, er hatte Mut vor den Mächtigen. Er schwieg nicht, wenn er vor ihnen stand. Daß sie es duldeten, klingt fast unglaublich in einer Zeit, in der verjährte Äußerungen nachträglich strafbar gemacht werden. Aber selbst ^{durch} die Ungezügeltheit, mit der er seine Ansichten oft dem ins Gesicht stieß, den sie tadelten, zwang sich das Außerordentliche seiner Persönlichkeit auf. So ließ man ihn ungeschoren.

Als Goebbels bei einem Bankett sprach, hörte ihn Weinheber, die Hand unterm Kinn, aufmerksam, obschon vom Weine schon beschwingt an. Gefiel ihm ein Satz, rief er wohlwollend: "Bravo, Josef!", rief es immer wieder, so daß ein Lachen umlief und die Regierungsräte zwischen den vergnügten Dichtern unruhig wurden, der Minister aber die Stirne krauste und keine passende Bemerkung fand, den Lyriker heiter zu beschwichtigen. Plötzlich aber trat ein großes Erstaunen in Weinhebers Gesicht; von einer Erleuchtung heimgesucht, hob er das Haupt, blickte herrscherlich rundum und verkündete laut: "Ja aber - der Josef, der bin ja i!" Es war hinreißend für jeden, der es anhörte; es wirkte wie eine Selbstentdeckung, so als wollte er behaupten, daß es ihm allein zustehe, hier zu sprechen, und zugleich hatte der biblische Name, den beide trugen, ^{für} ~~als~~ ~~einen Augenblick~~ ~~einmal~~ die alte heilige Bedeutung angenommen, der nicht der schwächliche Redner, sondern nur der wichtig und ins Lauschen verstummende Dichter gewürdigt war.

"Weißt, Maria, heut is's so schön. Heut möcht i nüchtern sein!" sagte er einst zu meiner Frau bei einem Fest, das Antlitz verzaubert, als blickte er in den Himmel. Er war durchaus vom Weine nicht berauscht. Weiß Gott, was er sich vorstellte. Es mochte ihn die Nüchternheit locken, die er sich für seine Arbeit zur Pflicht nahm, und das war freilich eine andere Nüchternheit als die des Alltags; sie hatte Bezug zum Rausch und war doch mehr als er.

Ich habe ihn oft vorlesen hören. Immer hatte es Gewicht, was und wie er las. Doch eine Lesung wurde mir zur mächtigsten künstlerischen Erschütterung meines Lebens. Er trug vor wenigen Hörern im Hause Gustav Pezolds in München unveröffentlichte Gedichte vor, von deren keinem ich sagen könnte, daß ich es nachher im Druck wiedererkannt hätte. Er las so begnadet, daß die Verse eine Tiefe empfangen, die der Wiederholung nicht mehr erreichbar sein konnte. Rausch und Nüchternheit durchdrangen ihn zugleich. Der ganze Mensch, wie ich ihn seit langem kannte und liebte, hier war er ins Unfaßbare verklärt, war so vollkommen und neu ins Wort verkörpert, in das er sich ja schon eingedichtet hatte, daß auch wir, die ihm lauschten, uns in ihn verwandelten, und dabei anders, gänzlich anders wurden, als wir sonst waren. Aus jener Stunde verblieb mir, da ich in ihm aufging - und jedem im Räume geschah in Tränen dasselbe -

die ehrfürchtige Ahnung des schrecklichen und beseligenden Reichtums dieses Mannes zwischen Himmeln und Abgründen, die durch ihn sprachen mit dem Wort, das von Anfang ist.

Wenn sein Werk die Prüfung durch viele Geschlechter bestanden haben wird und sich die unsterblichen Gedichte von den übrigen absondern, werden die Nachfahren sich daraus ein Bild seines Wesens zeichnen; es wird das gültige sein, denn das Vollendete ist auch das Wesenhafte.

Uns aber, die ihn auf dem Weg dazu begleitet haben, bleibt er, mit dem wir lachten, tranken, stritten und strebten, vielgesichtig, doch von Jahr zu Jahr wird er uns geheimnisvoller werden.

Diese Spanne liegt vor der Auferstehung aller großen Erscheinungen der Menschheit.

Heinrich Zillich

2 Josef Weinheber

Klein Schopf

UNS WIRD ER IMMER

GEHEIMNISVOLLER WERDEN

Geper

Ich durfte mich, lange ehe er berühmt wurde, seinen Freund nennen und seiner Dichtung dienen. Zwischen den beiden Weltkriegen leitete ich die dazumal wohl wichtigste deutsche Zeitschrift des Südostens, den „Klingsor“, in Kronstadt an der alten Grenze des Abendlandes, und hatte Weinheber bei einer Reise in Wien kennengelernt, sofort in all seinen stürmischen Bekundungen beim Heurigen zwischen Sängern und Mädchen, und war dann auch Zeuge der ihn quälenden Zeitverachtung gewesen – o wie haßte er die kleingewordenen schäbigen Zustände Österreichs, das vor einem Jahrzehnt noch, meine Jünglingszeit miteinschließend, die europäische Ordnung über den Völkern reichhaltig vertreten hatte!

Als ich wieder daheim in der südöstlichsten Stadt jenes versunkenen mächtigen Österreichs war, druckte ich – vielleicht als erster außerhalb Wiens – 1927 in meiner Zeitschrift Gedichte Weinhebers ab, als Auftakt gleich einen so bedeutenden Zyklus wie den damals noch „Sonettenkranz“ benannten, der als erster Teil der „Heroischen Trilogie“ später in „Adel und Untergang“ Aufnahme fand, und bald darauf die „Ode an die Buchstaben“. In den folgenden Jahren veröffentlichte ich den „Hymnus auf die deutsche Sprache“, „Auf seinem Schilde sterben“, „Das Kalendarium“ aus „O Mensch, gib acht“, „Späte Krone“ und manches andere, alles

aus:

Bekanntnis an Josef Weinheber. Einemaliges seiner Freunde.
Akademisches Gymnasium, Kronstadt, 1930

St. 10
Hendel
Büch. des
Kronst.

knapp nach der Entstehung. So vollzog es sich, nicht ohne Sinn, daß der Kündler einer großen abendländischen Haltung, ehe er im Herzen des Erdteils künstlerische Herrenrechte errang, an der gefährdeten Grenze gehört wurde.

Daß ich Weinhebers Helfer so früh und nachher sogar mit einiger Wirkung auf Deutschland gewesen bin, beglückt mich noch heute, obschon meine Hellhörigkeit begreiflich war. Neben dem Gefühl für seinen dichterischen Rang, hatte ich ein unmittelbares, geistverwandtes Verständnis für das heroisch Europäische seiner Verse, aus dem sich jene länderüberwältigende Weite wahrhafter Völkergemeinschaft unter der Idee des Reichhaften nährt, die ein Jahrtausend lang, trotz allen Niedergängen, der deutschen Geschichte Würde und stets aufs neue allgemeine Bedeutung verliehen hatte. Eine solche Gesinnung lag mir ja von Kind auf im Blute, weil ich, am Ostsaum des europäischen Kulturgebietes beheimatet, die Bedrohtheit unserer Lebenswelt ständig spürte. Zwar erkannte ich deutlicher als er die äußeren Zusammenhänge und Nöte der trüben Gegenwart, sprach ich aber mit ihm darüber, so stimmte er mir immer wie angerufen zu, denn die Seele und den Geist des Abendlandes verwahrte er im Herzen und fühlte ihre Unterwühlung weitaus fürchterlicher als ich. Wie leicht ließe sich von dieser Feststellung aus das Geschrei wegwischen, das nach seinem Tode gegen ihn aus dem Strudel der Katastrophe für eine Weile emporquirlte. Moralisierend und parteibefangen suchte man den Toten festzulegen und zu verurteilen. Was Weinheber wirklich vertreten hatte, übersteht Untergänge, soweit uns allen noch eine im Eigenen wurzelnde Zukunft bestimmt sein sollte. Im übrigen hat er nichts mehr

~~248~~

verabscheut als gewisse Literaten seiner Vaterstadt und hielt sie für die schlimmsten ihrer Gattung.

Ich liebte ihn; schon deshalb begriff ich sein Streben. Schwierigkeiten bereiteten mir freilich, als er sie mir vorlas, die ersten antiken Strophen. Schuld daran hatte seine, mir zwar vertraute, damals von ihm noch völlig volkstümlich auch beim Vortrag von Gedichten gesprochene Mundart, in der sich die strengen Rhythmen absonderlich ausnahmen. Ich riet ihm, beim deutschen Vers zu bleiben, was ihn verdroß. Als ich einige Abschriften nachher las, wußte ich, wie sehr mich sein Wienerisch genarrt hatte. Viele Jahre hindurch, wann immer wir einander begegneten, fragte er mich: „Hast dich geirrt – mit den antiken Strophen?“ Darauf schnitt ich, heimlich lachend, ein bekümmertes Gesicht, und er strahlte: „Sixt es!“

Wir trafen uns mitunter ein oder zwei Jahre nicht. Das Wiedersehen hatte regelmäßig etwas von einem Sturm an sich. Er führte mich durch Wien, er zeigte mir die Stadt mit eifernder Liebe, die meine Liebe zu ihr verstärkte. Dabei war es offensichtlich, daß er eine bestimmte Absicht verfolgte; ich sollte belehrt und erfüllt werden. Der Abschied geschah meist nach vielen Bechern, oft so, als rissen sich Brüder für ein Leben von der Brust. Einmal, als wir bis spät nachts bei Bruno Brehm gewesen waren, kroch ich, von unseren Frauen am Mantel zurückgezogen, unzähligemal in ein Auto hinein, darin er saß und nach mir rief. Er schloß mich in die Arme, er wollte mich nicht gehen lassen. Wenige Stunden später mußte ich in den Osten hinausreisen. Das mag ihm unheimlich erschienen sein.

Er hat schwer unter der Taubheit der Zeitgenossen für seine Kunst gelitten. Da ich an ihn

glaubte, wußte ich, daß er siegen werde; deshalb dünkte es mich unwichtig, wann dies geschehe. Ich durchschaute die Gründe seiner Qual erst ganz, als ihm Gustav Pezold, der Schöpfer des Albert-Langen-Georg-Müller-Verlags, den verdienten Ruhm verschafft hatte, aber etliche Jahre darnach durch einen Mann aus der Umgebung Robert Leys, der über das Gesellschaftskapital des Verlags gebot, seine Stelle verlor. Die Bemühungen von uns Verlagsautoren, Pezolds Entlassung rückgängig zu machen, scheiterten. Weinheber schrieb an den Gestürzten:

„Ich möchte nicht wissen, was aus meiner Kunst . . . geworden wäre, wenn ich etwa statt zu Dir zu . . . (einem bekannten Wiener Verlag) gegangen wäre . . . Ich habe den Ansporn zu meinem reifsten und erst richtig vor dem Volk verantwortungsbewußten Schaffen von Dir empfangen. Du, in Deiner fanatischen Obsorge für mein Werk, hast mich zu jenem deutschen Lyriker gemacht, der es angesichts des mächtigen Widerhalls, der allein Dein Werk ist, wagen konnte zu sagen:

Und darum red ich:
Welcher die Sprache hat, dem
geziemt es, zu reden für alle.

Vielleicht, wahrscheinlich sogar, wäre ich sonst wohl auch ein großer Sprachkünstler geworden. Aber ganz in das Bewußtsein der Nation wäre ich nicht eingegangen. Ich wäre grollend in meiner finsternen Ecke stehen geblieben, in der ich zweiundzwanzig Jahre stand. Ich sage es, ohne stolz oder hoffärtig erscheinen zu wollen, aber mit aller Liebe und Dankbarkeit für Dich: Daß Deutschland heute einen Lyriker von Format nach Rilke und George

~~256~~

wieder hat, und vor allem, ihn kennt, ist nicht das Verdienst irgend eines Langen-Müller-Verlags, sondern D e i n Verdienst. D u hast mir die reife Lyrik dieser Jahre — ich denke an „Späte Krone“ — abgerungen, D u hast mir immer wieder die materiellen Sorgen aus dem Wege geräumt, D u mich aus den schmutzigen Krämerkrallen befreit, so daß ich heute in dem Gefühl einer herrlichen Gelöstheit daran gehen kann, jene schweren Aufgaben meiner Disziplin zu lösen, die ich stellvertretend für ein großes Volk und eine entscheidende Zeit zu lösen den inneren Auftrag habe. Ich würde es nicht verstehen können, wenn eine solche selbstverständliche Bindung zwischen Dichter und Betreuer zerrissen würde . . .“

Sie wurde zerrissen, aber sie hatte ihren Zweck schon erfüllt. Der seiner Aufgabe bewußte Verleger, dessen schöpferische Bedeutung in diesem Brief in grundsätzlicher Klarheit für alle Dichtung umrissen ist, stieß Weinhebers Fähigkeit erst auf die Weite ihrer Sendung. Das war es, was der Dichter ersehnt hatte, als er in der Verlassenheit stöhnte.

Wer ihn zu deuten unternimmt, muß beachten, daß im Gegensatz zum denkerischen Genie das dichterische niemals auf e i n e Formel zu bringen ist, denn die Vielfalt des Menschlichen, Abgründe und Himmel, werden von diesen Verkündern des Geheimnisses lebendig umfaßt und lebendig umgeschmolzen in eine Sprachform, die nur dem Gesetz untersteht, das in jedem einzelnen Fall allein vom Sinn des gerade zur Verkörperung drängenden Inhalts bestimmt wird. Dennoch läßt sich die Richtung begreifen, in der ein Dichter hinschreitet. Freilich, er geht nicht wie ein Soldat auf sein Ziel los, er schweift vom Wege ab, er sammelt ein, er

gleicht dem Spiegel nicht, der den Lichtstrahl einfach zurückwirft, er gleicht dem mit vielen Flächen auffunkelnden Kristall. In einer Zeit, da Adel und Untergang ein Einziges bedeuten, stand Weinheber zum selben Schicksal: das Edle zu wollen und zu wissen, daß es untergeht. Er litt furchtbar unter diesem Auftrag. Es gab Stunden, da er kleinlich über die blinde Gegenwart jammerte. Anfällig mancher Schwäche, dem Dunkel gegenüber oft wehrlos, herzverzehrt und rauschliebend steilte er sich täglich groß empor und arbeitete sich an sein Gesetz heran, bis es ihn überfiel und Wort in ihm wurde. Nichts ärgerte ihn mehr, als wenn Dichteringe von Eingebungen faselten, die ihnen die Feder traumhaft führten. Er wußte, vor dem Heiligtum stehen versperrte Tore. Sie zu öffnen, erfordert Fleiß und Mühe. Er nannte seine Arbeitsstube Werkstatt.

Sein Gesetz war: dem Rang zu dienen. Das klingt vage, kann aber schwer schärfer gekennzeichnet werden, denn wofür er dabei eintrat, ist, wenn man sich nicht mit so allgemeinen Worten wie Abendland, Reich, Volk, Würde, Humanitas und Latinitas, Gotterahnung und Liebe begnügen will, nur in langen Ableitungen auszusagen. Ein Philosoph könnte ihn einen tapferen Pessimisten heißen. Auch dies wäre vage, außerdem oberflächlich. Wie viele Verse der Freude, wie viele Lieder innigster Diesseitigkeit, wie viel Humor, streitbarer Zorn, wie viel Glaube ans Daseinsrecht unserer Welt widersprechen solcher Festlegung! Dennoch! Ihm war unheimlich bewußt, daß, wer zum Kern der Dinge und Erscheinungen vordringt, keinen Lohn erwarten kann. „Die Vergeblichkeit hat Dauer . . . Uns ziemt zu fallen; jedwedem auf seinem Schilde.“

~~22~~

An den erlösenden Gott glaubte er nur selten. Zwar neigte er sich fromm zum Brauch des Kirchenjahres, schwor sich der katholischen Kirche, aber er meinte auch, Apoll und der Gekreuzigte bedeuteten ihm dasselbe. Soll dies einen Sinn haben, so nur den, daß er in beiden Welten zu Hause war, in der antiken wie in der christlichen, beide zugleich ganz zu leben vermochte, ein Widerspruch, der für einen Dichter keiner sein muß. Den furchtbaren Gott fühlte er stets; daneben, vielleicht noch gestalthafter, sah er die Götter wirken, mochte er sie auch für tot erklärt haben; ihr tragisches Gesetz lag auf ihm. Wie ein Seemann auf sinkendem Schiff, aufgereckt ins Unbekannte, grüßend den Blick hebt und sein Los hinnimmt, stehend untergeht und damit Rang und Würde des Menschen rettet, so wußte sich Weinheber selbst dazu bestimmt, leidend den Rang zu retten, denn über den Tod hinaus bleiben Knechte und Herren dauernd geschieden und „nur die Bettler sterben ganz mit dem Fleische“.

Ein Gefühl der Schuld verließ ihn nie. Fortwährend riß ihn der Stachel wund; daß er seinem Auftrag nicht genug tue, und doch war er ein Arbeiter wie kein zweiter unter den Dichtern. Niemand klagte sich eigener Schwäche härter an. Doch selbst der tragische Mensch hat eine Zuversicht; ihn erfüllte die Gewißheit, daß sein Werk dereinst über die entheiligte Welt obsiegen werde, in der jetzt die letzte unzerstörte, unverbrauchte Heimat nur noch die Sprache war.

Dichter fühlen das Kommende voraus. Auch Weinheber fühlte es, wenngleich er dabei stets die Gefährdung des Geistes und der inneren Ordnung meinte, nicht die äußeren Vorgänge, von denen er

wie von der praktischen Politik wenig verstand. Es liegt nahe, aus der aller Willkür fernen Architektur seines Werkes die Vorahnung eines zukünftigen, wieder zur klaren Gestalt gewordenen Abendlandes, die Errettung, abzulesen. Indessen, hier wird Unbeweisbares berührt.

Qual, Einsamkeit und Großartigkeit seines Dichtertums, sie hoben sich vor mir um so heller, als ich ja wußte, daß sie sich Tag um Tag einer breit zupackenden Lebenslust voll Schwächen entwinden mußten. Was war er doch ein in allen Äußerungen praller echter Mensch! Verblüffte er durch Kleinlichkeiten, so kam gleich das Geniale als Begleiter nach. Es gab kein Gespräch mit ihm, ohne daß aus Abgründen ein Feuer jäh seine Gedanken und Gefühle in Flammen versetzte. Wie war er liebenswürdig, hilfsbereit, wie zeigte er seine Zuneigung ohne Scheu! Ich hatte einmal keinen Wein; nirgends war eine Flasche aufzutreiben. Das verstörte ihn. Er schickte mir eine lange Liste von Händlern, die mir vielleicht nützlich sein könnten, und nannte auch machtvolle Männer, die ich dabei zu Nothelfern machen sollte, was ich wohlweislich unterließ. Ihm ging mein Mangel durch Wochen nach. Er sandte mir ein Kistchen des „hochmagischen Saftes“ und zeichnete mich sogar am Galgen des Durstes und der vertrockneten Inspiration. Freunden ließ er Postkarten zugehen, die nichts als einen Satz wie diesen enthielten: „Ich benütze den Anlaß, Dir zu sagen, daß ich Dich lieb habe.“ Gedichte und Erzählungen seiner Bekannten las er, wenn sie ihm gefielen, überall vor und vergaß nicht, den Verfassern sein Entzücken zwanzigmal zu berichten.

24

Eine von Staunen durchspinnene Kindlichkeit überwältigte die Freunde stets aufs neue. Als er in Lübeck vorgelesen hatte, besuchte er mich in Starnberg. Voll Verwunderung, ja mit Groll erzählte er, wie sich dort keine Hand zum Klatschen geregt habe, es seien schrecklich kalte Leute, aber nachher habe er erfahren, daß sie erschüttert gewesen seien, und davon in der Erinnerung beglückt, pries er nun ihr Verhalten, das eben gerügte, als die wahre Ehrfurcht vor der Dichtung.

Seine bittere Feststellung, die Macht habe ihn geehrt, doch nicht gefragt, entfloß derselben Kindlichkeit, vielleicht auch der uns märchenhaft anmutenden Vorstellung, daß in den Zeiten großer Kaiser der Dichter ein Ratgeber der Krone war, aber wer konnte sich in unserer Epoche, gleichgültig unter welcher Regierungsweise, einen Politiker denken, der kaiserliche Weisheit übte, und was hätte Weinheber, verantwortlich ins Staatliche gestellt, für Ratschläge zu erteilen vermocht! Freilich, er hatte Mut vor den Mächtigen. Er schwieg nicht, wenn er vor ihnen stand. Daß sie es duldeten, klingt fast unglaublich in einer Zeit, in der verjäherte Äußerungen nachträglich strafbar gemacht wurden. Aber selbst durch die Ungezügeltheit, mit der er seine Ansichten oft dem ins Gesicht stieß, den sie tadelten, zwang sich das Außerordentliche seiner Persönlichkeit auf. So ließ man ihn ungeschoren.

Als Goebbels bei einem Bankett sprach, hörte ihn Weinheber, die Hand unterm Kinn, aufmerksam, obschon vom Weine beschwingt, an. Gefiel ihm ein Satz, rief er wohlwollend: „Bravo, Josef!“, rief es immer wieder, so daß ein Lachen umlief und die Regierungsräte zwischen den vergnügten Dich-

tern unruhig wurden, der Minister aber die Stirne krauste und keine passende Bemerkung fand, den Lyriker heiter zu beschwichtigen. Plötzlich aber trat ein großes Erstaunen in Weinhebers Gesicht; von einer Erleuchtung heimgesucht, hob er das Haupt, blickte herrscherlich rundum und verkündete laut: „Ja aber — der Josef, der bin ja ich!“ Es war hinreißend für jeden, der es anhörte; es wirkte wie eine Selbstentdeckung, so als wollte er behaupten, daß es ihm allein zustehe, hier zu sprechen, und zugleich hatte der biblische Name, den beide trugen, für einen Augenblick die alte heilige Bedeutung angenommen, der nicht der schwächliche Redner, sondern nur der wuchtig und ins Lauschen verstummende Dichter gewürdigt war.

„Weißt, Maria, heut is's so schön. Heut möchte ich nüchtern sein!“ sagte er einst zu meiner Frau bei einem Fest, das Antlitz verzaubert, als blickte er in den Himmel. Er war durchaus vom Weine nicht berauscht. Weiß Gott, was er sich vorstellte. Es mochte ihn die Nüchternheit locken, die er sich für seine Arbeit zur Pflicht nahm, und das war freilich eine andere Nüchternheit als die des Alltags; sie hatte Bezug zum Rausch und war doch mehr als er.

Ich habe ihn oft vorlesen hören. Immer hatte es Gewicht, was und wie er las. Doch eine Lesung wurde mir zur mächtigsten künstlerischen Erschütterung meines Lebens. Er trug vor wenigen Hörern im Hause Gustav Pezolds in München unveröffentlichte Gedichte vor, von deren keinem ich sagen konnte, daß ich es nachher im Druck wiedererkannt hätte. Er las so begnadet, daß die Verse eine Tiefe empfingen, die der Wiederholung nicht mehr erreichbar sein konnte. Rausch und Nüchternheit

256

durchdrangen ihn zugleich. Der ganze Mensch, wie ich ihn seit langem kannte und liebte, hier war er ins Unfaßbare verklärt, war so vollkommen und neu ins Wort verkörpert, in das er sich ja schon eingedichtet hatte, daß auch wir, die ihm lauschten, uns in ihn verwandelten, und dabei anders, gänzlich anders wurden, als wir sonst waren. Aus jener Stunde, da ich in ihm aufging — und jedem im Raume geschah in Tränen dasselbe — verblieb mir die ehrfürchtige Ahnung des schrecklichen und beseligenden Reichtums dieses Mannes zwischen Himmeln und Abgründen, die durch ihn sprachen mit dem Wort, das von Anfang ist.

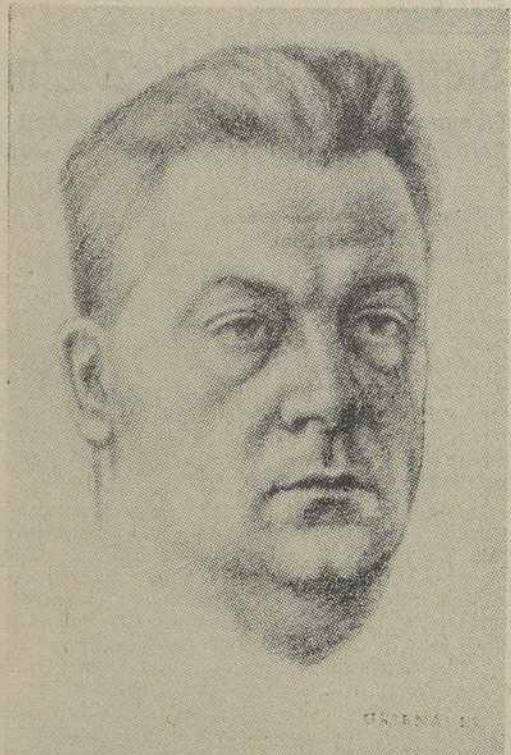
Wenn sein Werk die Prüfung durch viele Geschlechter bestanden haben wird und sich die unsterblichen Gedichte von den übrigen absondern, werden die Nachfahren sich daraus ein Bild seines Wesens zeichnen; es wird das gültige sein, denn das Vollendete ist auch das Wesenhalte.

Uns aber, die ihn auf dem Weg dazu begleitet haben, bleibt er, mit dem wir lachten, tranken, stritten und strebten: vielgesichtig, und von Jahr zu Jahr wird er uns geheimnisvoller werden.

Diese Spanne liegt vor der Auferstehung aller großen Erscheinungen der Menschheit.

*aus: Bekenntnis zu Josef Winkler. Erinnerung
Freunde. Herausgegeben von Ulrich Zillich.
Akademischer Gemeinschaftsverlag, Salzburg-
München, 1950.*

252



JOSEF WEINHEBER
Porträtzeichnung von Prof. Grienauer

ERINNERUNGEN AN JOSEF WEINHEBER

Zum 70. Geburtstag des Dichters am 9. März
Von Heinrich Zillich

Am 8. April 1945 starb Weinheber. Als man ihn zwei Tage später im Garten seines Hauses zu Kirchstetten in Niederösterreich zur Ruhe bettete, drang durch den dörflichen Glockenklang gewaltig der nahe Schlachtenlärm der deutschen und russischen Geschütze. Dem Dichter, der am abendlichen Verfall so schwer gelitten hatte, konnte kein schrecklicheres Grabgeläute beschieden sein.

Was sich geschichtlich vollzog: den tiefen Sturz des Abendlandes erlitt Weinheber Tag um Tag voraus, wenn er sich in der Werkstatt, wie er sein Arbeitszimmer nannte, an die strenge Form dichterischer Aussage heranquälte, um das Adelige, dessen Untergang er grauenhaft spürte, in ehernen Versen zu künden und für die Zukunft zu retten. Von dunklen Mächten oft verlockt, doch stärker getrieben, sich dem Rang zu verpflichten, allem Menschlichen offen, dem tragischen Ende mit sehendem Auge entgegenschreitend, ein Genie auch dann, wenn er seinem Dämon, dem Rausch, verfiel, hielt er am Großen fest mit dem tapferen Pessimismus eines Streikers auf verlorenem Posten. Selbst die Götter seien tot, sang er, dennoch — ihr Gesetz bleibe bestehen, und er nehme es auf sich,

„denn vom Geschick ich bin gewollt als Krieger, der singt“.

Der Torso der herrlichen, im Satz abbrechenden Schlußstrophe des Gedichtes „Alkaïos, der Dichter“ enthüllt sein eigenes Los:

Was klein ist, hab' ich immer gehaßt; verehrt das Göttliche, gekämpft und den Wein geliebt. Im Nebel mich verlierend um die Inseln, die ewigen, wo mit bunten groß ausgespannten Schwingen...

Ja, er flog hinaus ins Ungeheure! Und daß er es ins Gedicht zu bannen wußte, offenbart die Größe seiner Kunst. In vielen Strophen richtet er die Maße einer männlichen Gesinnung auf, die auch uns Maß geben wird. Später! Denn Dichter nehmen das Zukünftige vorweg. In ihnen erwacht es zuerst, um sich dereinst im Leben zu verwirklichen.

Er war ein Held, wenn er die erzenen Verse schuf. Niemand stand ihm in den Stunden seherischer Pein und Begnadung bei. Die Freunde erlebten aber die Schauer, die dem vorausgingen, die trunkenen, stürmischen Nächte, wenn sich aus ihm Schwerkraft, Aufschrei, Heiterkeit und Liebe, Empörung und Vertrauen entwandten.

Kein Dichter seiner Art läßt sich durch

eine einzige Formel erklären. Mannigfaltigkeit war sein Zeichen. Welche Fülle der Verwandlung! Er war fromm im Alltag und in der Dichtung, er war grantig, war fröhlich und kindlich, war lustig und wunschlos glücklich, war unendlich bedrückt und traurig. Wenn man ihn als unvergleichlichen Meister und mit einem tadelnden Beiklang als Virtuosen der Sprache lobte, darin noch erstaunlicher als Rückert, so gilt zugleich, daß er schlicht wie Eichendorff und ebenso tief war, heroisch und bewußt wie Schiller, obschon vom Unheimlichen wilder angefallen, und dann wieder wie ein Legendarischer einfältig oder vernünftig, gleich dem Lieben Augustin im barocken Wien.

Vielleicht werden sich, sobald das Unvergängliche seines Werkes abdrückt vom Verwelklichen, jene Gedichte als die unsterblichen erweisen, die aus reiner, unbeschwerter Innerlichkeit emporstiegen; in ihnen schwebt, was in unserer Gegenwart zerriß, die Einheit von Mensch, Natur und Gott, aufgefangen in einem lyrischen Augenblick.

Lange bevor er berühmt wurde, war ich sein Freund. Ich hatte das Glück, mithelfen zu können, daß ihm der verdiente Ruhm endlich zuteil wurde. Wie oft tranken und lachten wir gemeinsam, wenn ich ihn in Wien besuchte oder er bei mir saß, wie nahm er herzlich Anteil an meinen Arbeiten und las sie Gästen vor; wie köstlich waren seine Briefe. Wir enthüllten unsere Sorgen voreinander, die eigenen, und leidenschaftlicher jene, die uns die tragische Entwicklung nach dem ersten Weltkrieg bis zum Ende des zweiten aufzwang. Ich freue mich noch heute, daß ich im siebenbürgischen Kronstadt, wo ich eine Kulturzeitschrift leitete, schon seit der Mitte der zwanziger Jahre seine Gedichte, darunter die bedeutendsten, veröffentlichte, ehe sie jemand in Deutschland beachtete. Das heroisch Europäische seiner Kunst fand damit am Kultursaum des Abendlandes ein lebhaftes und sehr natürliches Echo, denn dort empfand man die Bedrohung unserer Welt auch im Frieden ebenso scharf, wie er sie fühlte.

Den Mächtigen die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, vermied er nicht. Als Goebbels ihn fragte, was man für die Kultur in Österreich tun könne, antwortete er: „In Ruhe lassen, Herr Minister!“ Diese Antwort hätten auch diktatorische Politiker jeder anderen Farbe von ihm bekommen. Er ließ nur bestehen, was echt und lebendig wuchs, und wo sich dies zeigte, galt ihm der Bänkelsänger genauso viel wie der Reichstatthalter.

Noch sehe ich ihn auf dem Tisch der Heurigenchenke sitzen, umwogt vom Beifall, ein hinreißender, stimmungsgewaltiger Lautenschläger. Aber ich höre ihn auch, wie er meiner Frau bei einem Fest zuflüsterte: „Heut ist's so schön, heut möcht' ich nüchtern sein, Maria!“ Da sprach nicht der Wein aus ihm; er war trunken vom Schönen, das er nun so heilig nüchtern anfassen wollte, wie der Dichter ein Werk baut.

Freilich, dies wird man erst verstehen können, wenn man das Geheimnisvolle hinzunimmt, das immer um ihn war, das Geheimnis des schöpferischen Menschen.

Nach dem Tod großer Männer muß manches Jahr verstreichen, bis sich ihre bleibende Bedeutung im geistigen Raum der Epoche und der Zukunft abzeichnet. Man wird Weinheber sehr hoch stellen, das ist gewiß. Doch uns, die wir ihn kannten und liebten, kann seine literaturgeschichtliche Kanonisierung wohl erfreuen; erschöpft wird damit das unmittelbare, aus vielen Lichtern zusammengefügte Erlebnis seines Genies nicht, wobei uns immer wunderbarer sein wird, daß wir ihm und wie wir ihm begegnen durften.

NEUE BÜCHER

E. Karlowna: „KLAWA.“ Roman nach Tatsachen. Verlag Weismühl Weis-München, 480 Seiten, Gln., 112 S.

Klawia — halb Russin, halb Ukrainerin — ist ein sympathisches Wesen, das zwischen zwei Welten dahinausweilt. Erzeugt in der kommunistischen Gedankenwelt, erlebt sie 1941 den Einmarsch der deutschen Truppen. Ihre erste Liebe wird durch den Kriegsausbruch weggeschwemmt; auf der Flucht vor den „Faschisten“ erlebt sie zum zweitenmal ihre persönliche Ohnmacht gegen die Gewalten der Zeit.

Inmitten von Partisanen erlischt ihr Haß gegen die Eindringlinge und sie heiratet schließlich sogar einen deutschen Offizier. Voller Heimweh und als gebrochene Witwe erlebt sie mit ihrem kleinen Sohn den Rückzug und die Flucht der Deutschen nach Westen. Diesen Weg über die Elbe geht auch sie. Hier aber ergreift sie mitleidlos die Maschine der Auslieferungen. Ihre Reise in den Osten führte sie nicht nach der Heimat zurück, sondern in die Gefängnisse des NKWD und von dort in die Hölle, die Warkuta heißt. In dramatischen Szenen schildert das Buch diesen Weg Klawias! Das Buch ist mehr als der Lebensroman einer Frau. Es ist ein geradezu dokumentarischer Zeitbericht für den Leidensweg eines Volkes.

Dieses Erstlingswerk von Erika Karlowna hat einen tiefen Sinn, der die manchmal etwas derb-surrealistischen Details erträglich macht. Unbewußt weckt die Autorin die Erkenntnis, daß nicht zwei Welten schroff gegenüberstehen und stehen. Zwei Seelen sind es, die letztlich in einer Synthese zueinander finden oder untergehen müssen.

Und das Urteil über die Autorin? Sie beweist eine vitale Ausdruckskraft, die im Innern der vierziger Jahre angeheizt worden ist. Wir wollen hoffen, daß sie mit dieser Ausdruckskraft bald auch die Gegenwart schildert und interpretiert. Sie muß ihren Horizont erweitern, dann kann man von ihr noch Großes erwarten. Denn sie hat das Zeug zu einem deutschen Kluband!

Dr. Gina Schönbauer

Kampf um Weinhebers Anerkennung

Von Carl Hans Watzinger

Freund Scheibelreiter, der Wiener Dichter, hat mich ihm zugeführt. Josef Weinheber war damals, im Frühjahr 1934, nur einem kleinen Kreis als Lyriker bekannt. Der um siebzehn Jahre Ältere hätte, so fühlte ich's vom ersten Augenblick des Kennenlernens an, mein Bruder sein können, und wenn wir einander später auch nur noch wenig begegnet sind, so zählen die Aussprachen mit ihm in den Jahren 1934 und 1935 doch zu dem Unvergessenen, das zeitweilens inneren Gewinn bleiben wird. In dieser Zeit ging es bei Weinheber um die Herausgabe des Bandes „Adel und Untergang“. Briefe des Dichters an mich, die darüber Aufschluß geben, sollen nun zum erstenmal veröffentlicht werden.

Es war ein sonniger Maitag, als ich in die Wohnung Weinhebers im dritten Wiener Bezirk trat. Ich war durch die liebebriche Hilfe eines Arztes, übrigens des aus Linz stammenden Emil Weidinger, berühmt als Lungenfacharzt, nach langer Krankheit kaum dem Tod entrissen worden. „Adel und Untergang“ war da noch nicht erschienen. Ein Verleger — es handelte sich um den Verlag von Albert Langen — Georg Müller, München — war aber bereits gefunden für das Buch. Ich wollte mir nun das Manuskript erbitten, um es über den Sommer in Steyr in aller Ruhe lesen und dann darüber schreiben zu können. Aber die Verhandlungen Weinhebers mit dem Verleger zerschlugen sich. Am 25. Juni 1934 heißt es auf einer Karte von seiner Hand:

„Vielen schönen Dank für Ihr ungebrochenes Interesse an meiner Sache. Leider ist aus der Drucklegung nichts geworden und es dürfte auch weiterhin nichts damit werden. Es wäre ja auch verwunderlich, wenn ich auf einmal bessere Chancen hätte, da es sich in meinem Fall ausschließlich um Kunst, um echte Kunst handelt, die nach wie vor nicht zeitgemäß ist. Und über ein Manuskript zu schreiben, das im Schreibstil sozusagen verdammt ist, hat wohl wenig Sinn. Ich habe jede Hoffnung aufgegeben.“

Aber wir alle, vor allem Heinrich Zillich, Robert Hohlbaum, Friedrich Sacher, Karl Maria Grimmer, wollten es nicht so unwidersprochen hinnehmen, wir wollten nun erst recht auf einen Dichter hinweisen, der zweifellos der größte in Österreich war, ohne aber noch jenen Widerhall gefunden zu haben, den er verdiente. In diesem Sinne schrieb ich ihm und erhielt diese Antwort vom 30. Juni 1934:

„Danke gerührt von Ihrer uneigennütigen und lauterer Kunstgesinnung, die abseits der Tageslegung sich an das wirklich Wertvolle zu halten bestrbt ist, stelle ich Ihnen mein Manuskript zur Verfügung. Es wird Ihnen von Herrn Franz Pfeiffer, Wien X, Quellenstraße 17, übermittelt werden, der eine einmalige, künstlerische Handschrift davon anfertigt. Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, möchte ich Sie bitten mit dem Empfänger der Karte zu bestätigen. Nach Benützung bitte ich Sie, das Manuskript direkt an mich zurückzuübermitteln. Mit gleicher Post schicke ich Ihnen einen Aufsatz über mich, aus dem Sie vielleicht auch einiges entnehmen können, sowie ein neues Kalendarium, welches im Buch am Schluß des Zuklurs „Land und Jahr“ eingereiht gehört. Dieses Kalendarium erscheint im Phonizkalendar 1934.“

Bevor er in sein geliebtes Lofer ging, schrieb er mir am 5. Juli noch kurz:

„Vielen Dank für die Empfangsbestätigung des Ms. Mit Scheibelreiter komme ich immer wieder gelegentlich zusammen. Ich werde ihn von Ihnen grüßen und ihm Ihre Karte zeigen. Auf Ihren Aufsatz freue ich mich sehr! Am 1. Juli stand eine Würdigung meines Werk in der Berliner Börsenzeitung, Verfasser Dr. Ernst Kratzmann. Leider wird sie, so gut sie gemeint ist, nichts helfen.“

„Adel und Untergang“

Inzwischen war es aber gelungen, „Adel und Untergang“ im Adolf-Luser-Verlag, Wien, der die bekannte Monatsschrift „Der getreue Eckart“ herausgibt, unterzubringen. Ich selbst hatte inzwischen meinen geplanten Aufsatz geschrieben, er war ziemlich umfangreich geworden. (Er ist dann in Heinrich Zillichs „Klingsor“ erschienen). Darauf nimmt Weinheber am 29. Juli, bereits wieder in Wien, Bezug:

„Vielen schönen Dank für die Übermittlung des Aufsatzes. Ich bin vollkommen einverstanden und habe mir nur hie und da eine kleine Korrektur erlaubt, wogegen Sie wie ich hoffe, nichts einzuwenden haben werden. Ich bitte Sie nun sehr, den Aufsatz in der von mir vorgeschlagenen Fas-

sung zu versenden. (Die Änderungen betrafen lediglich biographische Daten. D. V.)

Wie Sie sehen werden, habe ich den Verlag, der mir die Herausgabe über Nacht zugesagt hat, auf der Arbeit bereits vermerkt. Das wird sehr nützlich sein. Und nachdem derartige Aufsätze ohnehin immer längere Zeit bei den Zeitungen liegen bleiben, werden wir mit der Veröffentlichung hoffentlich in den September, Oktober hineinkommen. Ein Buch werde ich Ihnen selbstverständlich übermitteln.“

Auch der nächste Brief vom 6. August bezieht sich noch auf den Aufsatz:

„Vielen Dank für Ihre Karte. Das mit dem Inneren Reich ist sehr gut. Natürlich werde ich darauf dringen, daß die Zeitschriften, denen Sie schicken, sobald es geht, Besprechungsexemplare bekommen, wenn sie nicht von sich aus den Aufsatz in absehbarer Zeit bringen. Es wird gut sein, wenn Sie mir in ungefähr drei bis vier Wochen mitteilen, wo überall Sie den Aufsatz eingereicht haben. Wenn die Sache bei mir halbwegs gediehen ist, lasse ich sogleich wieder von mir hören.“

Und dann am 18. August in großer Freude:

„Luser hat, denken Sie sich, mit einem Probe- druck bereits begonnen. So scheint zu guter Letzt doch noch ein Gott sich meiner erbarmt zu haben. (Nachträglich erzählte mir Weinheber, daß die Herausgabe noch einmal hätte hinausgeschoben werden sollen. D. V.) Natürlich liegt es in meinem Interesse, daß der Aufsatz wo nur überall möglich erscheint. Und insofern ist es gut, daß Zillich ihn bringen wird. Ich benachrichtige Sie zugleich, wenn etwas Mittelsversurtes geschieht.“

Am 10. September schreibt Weinheber u. a. aus St. Martin bei Lofer:

„Für Ihre Benachrichtigung danke ich Ihnen ebenso wie für Ihre viele Mühe, die Sie der Sache angedeihen lassen und die ich voll und ganz zu schätzen weiß. ... Das Buch steht bereits in den nächsten Tagen in den Umlauf.“

Und im Herbst 1934 erschien es auch. Ein kurzer Weihnachtsbrief Weinhebers vom 22. Dezember zeigt den Dichter in eitlem Wonne:

„Sind Sie mir nicht böse, daß ich wegen des Rummels mit meinem Buch erst heute dazu komme, Ihnen für alle Ihre so ausdauernden Bemühungen (mein Aufsatz war auch noch in anderen Zeitschriften und Zeitungen erschienen. D. V.) herzlich zu danken. ... Nehmen Sie für die Feiertage und zum Jahreswechsel meinen herzlichsten und dankbarsten Glückwunsch entgegen.“

„Wien wörtlich“

In der nächsten Nachricht vom 1. März 1935, die auf meinen neuen Aufsatz über ihn und sein Werk in „Buch und Volk“ (früher „Nimm und lies“), der Zeitschrift des Börsenvereins, Leipzig, hinweist, heißt es:

„Heute habe ich Ihren Artikel in Buch und Volk gesehen. Ich danke Ihnen recht sehr. Er ist trotz der Kürze sehr wirkungsvoll und es wurde auch mein Bild und eine fakultative Unterschrift dazugegeben. Überall rührt es sich, insbesondere der Verkauf war so gut, daß der Verleger sofort eine zweite Auflage ankündigt. Bei Lyrik wohl eine große Seltenheit. Ende April kommen bei Luser meine Wiener Mundartgedichte heraus, die ich Ihnen dann gleich zuschicken werde. Wenn es auch ein Gebiet ist, das Ihnen etwas weniger liegen wird, so dürfte Sie jedenfalls das Gegensätzliche zu Adel und Untergang daran interessieren.“

Wie glücklich Josef Weinheber über den Erfolg seines Bandes „Adel und Untergang“ war, bezeugt seine Karte vom 17. April, auf der er die Worte des Briefes vom 22. Dezember 1934 teilweise wiederholt:

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre lieben Ostergrüße die ich aufs herzlichste erwidere. Was macht Ihr Schaffen? Mein „Wienbuch“ erscheint Anfang Mai, ich schicke es Ihnen dann gleich. Ich erhielt es mit der Widmung: Carl Watzinger, dem treuen Freund und Helfer in aufrichtiger Verbundenheit Josef Weinheber. (D. V.) Von Adel und Untergang ist bereits die zweite Auflage erschienen. Es war ein so schöner Erfolg, den ich auch Ihnen mitverdanke.“

Und dann kam auf einer Karte vom 21. November 1935 die Nachricht, daß er nun doch beim Verlag von Langen-Müller untergekommen sei:

„Das Langen-Müller-Buch, Sonettenkränze, Oden und Hymnen, enthält, wird vor Ostern erscheinen. Es wird heißen: Klare Flamme, strenges Bild. Warten Sie noch einige Tage mit der Konzeption des Aufsatzes (ich hatte einen neuen über Weinheber geplant. D. V.), ich schicke Ihnen die Monographie über mich, die dieser Tage fertig wird. (Sie erschien im Adolf-Luser-Verlag unter dem Titel „Josef Weinheber, Persönlichkeit und Schaffen“). D. V.) Darin werden Sie manches finden, was Sie verwenden können.“

Der Kampf um seine Anerkennung als Dichter war ausgetragen, er hatte gesiegt. Schwer genug war es ihm angekommen. Jetzt stürzten sich, wie immer das so ist, aber